

Y17

Die Mission die Archeberin von Wirren.

Don

E. Miescher, Pfarrer.

A 15 / 3028

- 103 -



2001 / 1776

Basel.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

1901.

Für die Mitglieder der Franken- und Mark-Kollekte Nr. 103.



23

~~Basler Missions-Agentur
Stuttgart, Kasernenstr. 21.~~

Die Mission

die Urheberin von Wirren.

Don

E. Miescher, Pfarrer.



Basler-Mission - Deutscher Zweig e. V.,
Stuttgart
7 Stuttgart-1, Vogelsangstr. 62
B i b l i o t h e k

Basel 1901.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

Y17

Die Mission, die Urheberin von Wirren.

1. Durch gute und böse Gerüchte.

Die Mission, von der im Beginn des Jahrhunderts Wenige nur Notiz nahmen, und von den Wenigen Manche nur, um sie zu bespötteln, war gegen das Ende desselben fast zur gefeierten Größe geworden.

Dank ihrer unverdrossenen, — im Glauben, der eine gewisse Zuversicht ist daß, das man hofft, — unter oft unbeschreiblichen Schwierigkeiten fortgesetzten Arbeit waren die Erfolge nicht ausgeblieben. Zuerst konnten sie angezweifelt, bemängelt werden. Zuletzt nötigten sie Achtung ab. Verheißungen sind der Welt nichts, aber Erfolge! Vor Erfolgen beugt sie sich.

Längst schon ist die Mission nicht mehr bloß Sache kleiner Kreise von Stillen im Lande. Die Kirche fast in allen Teilen hat ihre erst ablehnende Haltung aufgegeben. Sie hat zwar — und das ist wohl gut so — nicht den Missionsbetrieb in die Hand genommen. Aber sie hat ihr das Wort geredet, Interesse für sie geweckt, die Kanzel in ihren Dienst gestellt, Missionsopfer gesammelt, es gern gesehen, wenn ihre Organe zu wirksamen Beförderern der Mission geworden sind.

Es ist nicht nur die Anerkennung der vom Herrn seinen Jüngern auferlegten Missionspflicht, welche dazu geführt hat. Wesentlich trug dazu bei die Wahrnehmung des Segens, der aus der Berührung mit der Mission und der Beteiligung an ihrer Arbeit in die heimatliche Kirche zurückfloß. Man hatte die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß der Ausblick auf die gesamte Welt, wozu die Teilnahme am Missionswerk führt, den Gedanken des Reiches Gottes in ganz neuer Weise erfassen lehrt. Man hatte bemerkt, daß die Missionserfahrungen ein vortrefflicher Kommentar der h. Schrift und ganz besonders geeignet sind, den Glauben an die Gotteskraft des Evangeliums zu stärken. Und selbst das hatte sich gezeigt, daß das Geben für die Mission, das erst mit so ängstlichen Augen

war angesehen worden, nicht einen Verlust, sondern Gewinn bedeute, insofern mit dem Geben das Leben wachse. — Hörte die Mission auf, die Kirche würde sie heute aufs schmerzlichste entbehren.

Biel später kam auch die Wissenschaft. „Weiß nicht, ob die Herren Gelehrten für die Mission zu hoch sind oder die Mission für die Herren Gelehrten“, sagt Petrich in seiner kurzen Biographie Wangemanns im Blick auf dessen Studienzeit (p. 33). Aber sie kam doch endlich und gestand zu, daß die Mission auch für sie etwas leiste, für die Religionswissenschaft, die Völkerkunde, die Geographie, die Sprachwissenschaft. Sie alle mußten anerkennen, daß die Forschungen und Kenntnisse der Missionare vielfach zuverlässiger seien als die der flüchtig nur die Küsten berührenden Weltumsegler, und die Theologie begann die Missionsgeschichte und Missionstheorie in ihr Pensum einzugliedern.

In der Aera der modernen Kolonialpolitik geschah das Wunder, daß sogar die staatlichen Organe den civilisatorischen Wirkungen der Mission offenkundige Schätzung entgegenbrachten. So heißt es in einem Erlaß des Reichskanzlers vom 25. März 1895: „Die christlichen Missionsgesellschaften haben bei ihrer segensreichen und für die kulturelle Entwicklung der Schutzgebiete unentbehrliche Thätigkeit einen Anspruch auf die weitgehendste amtliche Unterstützung.“¹⁾

Ja, so war das Ansehen der Mission gestiegen, die verachtete zu Ehren gekommen. Das Jahrhundert durfte auch nicht zu Ende gehen, ohne der Menschheit das Schauspiel einer Weltmissionskonferenz zu geben. Mit ihrer Vereinigung von Männern, von teilweise fast apostolischer Bedeutung für einzelne Länder, wie Dr. Paton, dessen segensreiche Thätigkeit auf den Neuhébriden, besonders Aniwa voller Wunder ist, der Missionsarzt Dr. Chamberlain aus Südündien, der englische Bischof Ridley, der so manchen Sieg unter den Indianern in Metlakatla hat davontragen dürfen, der Gründer der China Inlandmission Hudson Taylor, Dr. Hepburn, einer der ersten englischen Missionare von Japan, die deutschen Dr. Merensky und Inspektor Dr. Schreiber u. s. w., mußte dieselbe einen tiefen Eindruck hervorrufen. Anlässlich dieser illustren Versammlung war es, daß der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, Harrison, der Mission das Zeugnis gab, sie sei das einflußreichste und ausdauerndste dieser an Unternehmungen so großen Zeit.

¹⁾ Reichspost. 27 Aug. 1900.

Wirklich zu einer fast gefeierten Größe war die Mission geworden. Es hatte sich an ihr etwas von der Verheißung erfüllt: „Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen.“

Allein schon an der so schönen und innigen Jubiläumsfeier zu Herrnhut (7. bis 10. Juni d. J.) hat Missionsdirektor Buchner vor der Illusion gewarnt, als ob im 20. Jahrhundert die Mission eitel Triumphzüge halten werde. Nach unserer schweizerischen Zählung ist dieses Jahrhundert noch nicht angebrochen, und schon ist an die Stelle von Triumphzügen das Spießruthenlaufen getreten. Vom „Hosianna“ hört man wenig mehr, und das „weg, weg mit dem“ ist in ziemlich scharfer Betonung laut geworden. —

Wenn ich mich nicht irre, so gab den ersten Anlaß zu dem über die Mission ergangenen Gericht die Rede des Marquis von Salisbury bei der 200jährigen Jubiläumsfeier der Society of the propagation of the Gospel (Ausbreitungsgesellschaft) am 19. Juni 1900.¹⁾

Zwar, wer die Rede des englischen Staatsmannes liest, wird darin kaum einen eigentlichen Angriff auf die Mission oder eine abschätzige Beurteilung ihrer Thätigkeit finden. Auch wenn der Minister eingesteht, daß im Auswärtigen Amt die Missionare nicht gerade populär seien, so redet er doch in der anerkennendsten Weise von der Aufgabe und Umgebung der Missionare. Ernstlich glaubt er allerdings dazu ermahnen zu sollen, daß der Eifer mit der nötigen Vorsicht gepaart werde. Die Dinge, meinte er, lägen eben anders, als in den Zeiten eines Bonifaz und Columban. Jetzt stehe hinter dem Missionar die fremde politische Macht, die ihn zu schützen berufen sei. Geschähe ihm ein Leides, so werde an den Konsul appelliert und um Sendung eines Kanonenbootes gebeten, und der Tod eines Missionars habe zur Folge, daß weiteres Blut vergossen werde, sowohl das Blut von Eingeborenen, an die sich die Missionspredigt gerichtet, als das Blut eigener Landsleute, der Soldaten, die den Märtyrertod des Missionars zu rächen berufen seien. Damit aber bekomme dieser in den Augen der Heiden ein ganz anderes Ansehen. Er erscheine nicht mehr als der glaubensvolle und selbstlose Vertreter einer Heilsbotschaft, sondern als der Repräsentant, ja das Werkzeug einer feindlichen Weltmacht. Das unter Christen in China da und dort in der jüngsten Zeit angerichtete Blutbad sei sicherlich weniger Folge davon, daß den Chinesen die christliche Religion so sehr mißfalle,

¹⁾ Abgedruckt im Church Missionary Intelligencer. Juliheft p. 547.

als davon, daß man die Verkündiger desselben als Verbündete und Werkzeuge der fremden Herrschaftsansprüche betrachtet habe. —

Ausdrücklich betont der britische Premier, daß er sich voll und ganz der Schwierigkeiten bewußt sei, welche eine solche Situation dem Missionar bereite, aber er glaubt, daß durch richtige Vorsicht mehr gewonnen werde als durch unkluges Dreinfahren. —

Der Marquis of Salisbury hat mit dieser seiner Rede den Finger auf einen der mißlichsten Punkte der gegenwärtigen Missionsentwicklung gelegt. Seine Mahnung, alles unnötig provokatorische Vorgehen, zu welchem das Vertrauen auf die im Rücken befindliche Macht verleiten könnte, möglichst zu vermeiden, überhaupt Alles fern zu halten, was den rein geistlichen Charakter der Mission bei den heidnischen Völkern in Frage zu stellen vermag, verdiente nicht nur Dank, sondern in der That die vollste Berücksichtigung.

Aber nun kamen, wie auf ein gegebenes Zeichen, Politiker untergeordneteren Ranges und Zeitungsschreiber allerorten in heiligen Gerichtseifer. Ihre kleinen Finger waren dicker als die Lenden des englischen Marquis. Sie hielten dafür, daß es an der Zeit sei nicht nur mit leisem Zwicken der Geißel, sondern mit Skorpionen zu züchtigen. Aus der Verborgenheit traten eine ganze Anzahl „Kenner der chinesischen Verhältnisse“ hervor, welche nun geradezu der Mission, ihrer Taktlosigkeit, Unverschämtheit, ihrer mangelnden Bildung, ihrem unvernünftigen Aggressionseifer — die Schuld an den in China ausgebrochenen Wirren in die Schuhe schoben. Es waren die „Hamburger Nachrichten“, welche dieses merkwürdige Treiben eröffneten und erklärten, daß es die erste Pflicht der Mächte sei, dem Missionsunwesen zu steuern, sobald der Boxeraufstand niedergeworfen sei, ja sich sogar nicht schämten, der Aeußerung eines kurz vor den Wirren nach Tientsin gekommenen jungen Hamburger Kaufmanns, der geschrieben: im deutschen Club hätten sie tüchtig „gezecht“ und man freue sich hier fast, wenn die Missionare umgebracht werden, Aufnahme zu gewähren. In andern Blättern, dem Kl. Journal (29. Juni), der Kölner Zeitung,¹⁾ der Halleschen Zeitung, der Augsburger Abendzeitung u. s. w. ward mit Begierde das willkommene Thema ergriffen und in ähnlichem Tone behandelt. Auch die Neue Zürcherzeitung schloß sich dem Reigen an, indem sie die Artikel eines Herrn Fock, die zuerst in den Hamburger

¹⁾ Nr. 522 vom 7. Juli in dem Artikel: „Unsere Freiwilligen in China.“

Nachrichten erschienen sind, zum Abdruck brachte. Der ehemalige deutsche Gesandte in Peking, Herr von Brandt, legte in der mit ächt jüdischem Geschick dem Geschmacke der Zeit so sehr angepaßten und ungemein rasch verbreiteten „Woche“ sich auch in's Zeug, und seine Worte haben natürlich Gewicht, da er sich viele Jahre lang in hervorragender Stellung im chinesischen Reiche aufgehalten hat. Die Zeitungswellen gehen über die Grenzen des deutschen Reiches bald hinaus. Auch die französische Presse wird davon durchflutet, auch die italienische, die Presse anderer Länder wohl ebenfalls. Viel Interessantes kommt dabei zum Vorschein, davon wir das eine und andere noch werden zu berühren haben, vor allem aber der Weltgeist ohne jegliche Scham und Verhüllung.

Als ich mein für den gegenwärtigen Missionskurs zu behandelndes Thema seiner Zeit feststellte, da war auf die von allen Seiten erhobenen Anschuldigungen, die nicht ohne Wirkung blieben, sondern geeignet waren, gewisse, in jüngster Zeit erst der Mission genäherte Kreise mit neuen Vorurteilen zu erfüllen, die Antwort noch nicht erfolgt. Da schien es mir zeitgemäß zu sein, an dem geplanten Kurs das so merkwürdige, das Missionsjahrhundert in so eigentümlicher Weise krönende Gericht etwas näher in's Auge zu fassen, zumal dasselbe auch bei manchem ernsthaften Missionsfreund doch allerlei Fragen erwecken konnte.

Seither ist allerdings die Antwort von berufener und berufenster Seite erfolgt. Die „Woche“ hat eine Erwiderung Warnecks auf den in dieser Zeitschrift durch Herrn von Brandt veröffentlichten Angriff allerdings nicht aufgenommen. Aber seine wohl den meisten Missionsfreunden bekannte bereits in 15. Auflage¹⁾ vorliegende Broschüre: „Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspressen“ ist den Gegnern auf den Leib gerückt mit einem Aktenmaterial, das die Angreifer ordentlich an die Wand drückte und manchen „Kenner der chinesischen Verhältnisse“ arge Blöße an den Tag brachte. Ihn sekundierte die Broschüre des rheinischen Missionars Carl Maus: Die Ursachen der chinesischen Wirren und die evangelische Mission. (Verlag von E. Röttger in Kassel und Missionshaus in Barmen). Bei uns wehrte sich die Allgemeine Schweizer- und die Zürcher Freitagszeitung. Die Neue Zürcherzeitung öffnete auch Erwiderungen ihre Spalten, allerdings nicht

¹⁾ Heute schon in 22.

ohne ihre Zweifel zu äußern. Seither brachten auch die Münchener- und die Frankfurterzeitung missionsfreundlichere Artikel. —

So habe ich mich gefragt, ob ich nicht besser thäte, mein Thema fallen zu lassen, um nicht Wasser in den Rhein zu tragen und Bekanntes bis zur Ermüdung vorzutragen. Allein es verlohnt sich doch der Mühe 1. gewisse Dinge, die in diesem Sturm zum Vorschein gekommen sind, hervorzuheben, welche wohl charakteristische Zeichen der Zeit können genannt werden. Sodann 2. handelt es sich nicht nur um die Zurückweisung ungerechter Angriffe, sondern um ein neues Besinnen darüber: Ob die Mission alle Erregung von Wirren unter den Völkern, in deren Mitte sie eindringt, vermeiden kann und darf? und 3. wie weit die vom englischen Premierminister empfohlene und von andern geforderte Vorsicht kann geübt werden, und endlich darf die Frage nicht umgangen werden: Was mag Gottes Absicht sein, daß er solches Gericht über die Mission ergehen ließ?

2. Auffallende Erscheinungen und charakteristische Zeichen der Zeit.

Das Erste, was uns in den gegen die Mission bei dieser Gelegenheit gerichteten Zeitungsartikeln auffällt, das ist der seltsame Widerspruch. Von derselben Seite aus, wo man sonst nur ein Achselzucken für die Mission hat, als ob sie ein völlig vergebliches Unternehmen sei, höchstens etliche zweifelhafte Leute, der Hauptsache nach mehr durch Bestechung als durch Ueberzeugung, gewinne, aber kaum größere Wirkungen erziele, wird nun mit einem Mal die Behauptung aufgestellt, daß der gewaltige Ausbruch des Fremdenhasses in China auf niemand anders zurückzuführen sei, als auf die Mission. Von andern Widersprüchen, die oft in einem und demselben Artikel zu Tage getreten sind, z. B. daß die Missionare sich es meist in bequemen Häusern der Küstenstädte behaglich machten, und dann doch wieder, daß sie durch ihr provokatorisches Auftreten Stürme hervorriefen, wollen wir nicht weiter reden. Aber jener erste Widerspruch zeigt uns wieder einmal so recht deutlich, wie rasch die dem Evangelium feindlich gesinnte Welt ihren Standpunkt wechseln kann, wenn es ihr dient.

Und offenbar hat es ihr — morgen fällt sie vielleicht in den entgegengesetzten Standpunkt der Geringschätzung zurück — jetzt ge-

dient, die Wirkungen der missionarischen Thätigkeit als sehr bedeutend hinzustellen. Der von aller, sonst überaus scharfsichtigen, Diplomatie so gar nicht vorausgesehene und mit seinen Folgen die europäische Machtstellung und Ehre so empfindlich treffende Umschlag der Dinge war in gewissem Sinn eine Blamage und eine solche kann man nicht auf sich sitzen lassen. Man mußte dafür einen „Sündenbock“ haben. Und wer eignete sich besser dazu als die Mission, die ja zum Dulden berufen ist und jedenfalls nicht Kanonen zur Verfügung hat, um falsche Anschuldigungen zu widerlegen.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Mission so hat gehalten müssen. Es wird wahrscheinlich auch nicht das letzte Mal sein. Als im Jahre 1857, gleich überraschend für die Politiker, der bekannte Sipahiaufstand in Indien ausbrach, wurde die Mission ebenfalls dafür verantwortlich gemacht, respektive das Christentum. Mußte doch damals sogar der Generalgouverneur Canning bittere Vorwürfe hören, weil er persönlich an die britische Bibelgesellschaft und an Missionschulen Beiträge geleistet hatte, als ob er dadurch das Mißtrauen der Eingeborenen erweckt habe. Ebenso entbrannte auf Jamaica im Jahre 1831/32 der Zorn der Weißen gegen die Missionare der Baptisten, Methodisten und Herrnhuter, dieser „Sektierer“, als viele Neger sich gegen ihre Pflanzler auflehnten und über hundert Häuser von solchen in Brand steckten. Und doch hatte in mehreren Gemeinden gar kein Glied, in andern nur selten eines sich an der Bewegung beteiligt. — Der christlichen Unterweisung der Neger wurde die Aufregung zur Empörung zugeschrieben, und es kam sogar zur Einkerkelung von Missionaren.¹⁾

Was aber bei dem gegenwärtigen Anlaß so ganz besonders auffallend war — und was als ein sehr bezeichnendes Zeichen der Zeit muß angesehen werden — das ist, daß man beim Steine aufheben gegen die Mission die Pflastersteine namentlich gegen die evangelische Mission warf, während man mit der katholischen Mission so säuberlich als möglich verfuhr und sie höchstens mit Sand und kleinern Kieseln bewarf und dies noch unter allerlei Complimenten²⁾, obschon offenkundig gerade die katholische

1) Burth. fl. Missionsbibl. I p. 98.

2) „Herr v. Brandt in der „Woche“ führt die fremdenfeindliche Stimmung auf verschiedene Ursachen zurück, einmal auf die aufdringliche Thätigkeit der christlichen, besonders der protestantischen Missionare, welche letztern die Diskretion ihrer katholischen Amtsbrüder fehle.“

Mission, sowohl da, wo sie unter der Protektion Frankreichs stand, als da, wo sie die Schutzherrschaft des deutschen Reiches im Rücken hatte, sich der politischen Macht bedient hat um ihre Zwecke zu erreichen, mandarinemäßig gewaltthätig aufgetreten ist und sich ihre ermordeten Missionare, durch Kanonenboote und Bajonette unterstützt, teuer bezahlen ließ, — die Vorwürfe, die man gegen die Mission erhob, also vor Allem sie treffen mußten.¹⁾ Ich verweise auf die schon angeführte Broschüre von Warneck, welche die verschobenen Thatsachen mit unwiderleglichen Erinnerungen an das, was wirklich vorgekommen, zurecht gerückt hat. Ich will von ihm Gesagtes nicht wiederholen. Aber fragen müssen wir, wie sich diese schonendere Behandlung der katholischen Mission erklärt. Wenn ein französisches Blatt wie der Temps in einem von Marcel Monnier unterzeichneten Artikel²⁾ die protestantische Mission hinter die katholische zurücksetzt, mit Zuhilfenahme einer ganz falschen Statistik, wonach er die Zahl der protestantischen chinesischen Christen im Jahre 1890 auf bloß 37,000 — in Wirklichkeit waren es damals schon mindestens 75,000, (37,000 waren Kommunionberechtigte) und die der Katholiken auf 1,200,000 anschlägt — in Wirklichkeit waren es nach katholischem Bericht (Miss. cath.) sogar im Jahr 1898 erst 616,000³⁾ — so begreift sich das. Wenn es uns auch nicht besonders glaubwürdig klingt, klingt es doch aus dem Munde des Katholiken nicht unsympathisch, wenn er schreibt: „Der katholische Missionar ist sowohl bei den Eingeborenen als bei den Fremden weit geachteter als der protestantische und sein Arbeitserfolg ist ohne Frage ein weit günstigerer. . . Er ist der lebendige Ausdruck dessen, was der Morgen- wie der Abendländer unter einem Priester sich vorstellt, befolgt das Gelübde der Armut, Keusch-

¹⁾ Nach der Ermordung der Missionare Pater Mies und Pater Henle in Tchang tja tchuang am Abend des Allerheiligensfestes 1897 mußte China, von Deutschland gezwungen, zur Entschädigung 3 Sühnkirchen in Zining, Jen tchou-fu und Z'an tchou-fu und 7 kleinere feste Missionsresidenzen errichten und 3000 Taels zahlen. Pieper. Chinesisches p. 377.

²⁾ Le drame chinois, Nr. 11 vom 19. August 1900.

³⁾ Allg. Missionsztg. 1900 p. 186. 233 ff. Warneck, Die Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspressen 1900 p. 12. G. v. Hesse-Warthegeg (China und Japan, 2 Aufl., Weber-Leipzig) giebt nach „The Roman Cath. Register“ als die Zahl der Katholiken an 1,092,818; die Zahl der Protestanten schätzt er auf 50,000. Aber wie er die Dinge kennt, geht daraus hervor, daß er unter den deutschen Missionen die Basler Mission, die größte von allen, nicht erwähnt, p. 379 f.

heit und des Gehorsams. Endlich steht er nur unter Einer Leitung und predigt in Wort und Wandel Eine Lehre." — Aber daß protestantische Zeitungen ähnliche Schilderungen entwerfen und dabei an den evangelischen Missionaren kaum etwas Gutes lassen, ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihre Aufopferung kurzer Hand in Frage stellen, das ist kaum nur Gedankenlosigkeit, wie sie bei den Zeitungsredaktoren ja wohl mitunter vorkommt, sondern wir stehen wieder vor der Thatsache: unsere weltlichen Culturträger in den überseeischen Ländern lieben die evangelischen Missionare nicht, die katholischen mögen sie eher leiden, und man weiß warum. Was der Herr seinen Jüngern gesagt hat, das giebt Licht: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihrige lieb, dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt. Joh. 15, 19.“

Die sonderbare Parteilichkeit des Urtheils hat jedoch wohl noch anderen Grund. Die katholische Mission schont man, weil hinter ihr die katholische Kirche steht, und die fürchtet man, denn auch sie ist eine Macht, eine Weltmacht, die Gleiches mit Gleichem vergelten kann. Die Furcht vor der Macht der katholischen Kirche hat auch in der Heimat — wie oft schon — zu ungerechter und geringschätzender Behandlung der evangelischen Kirche geführt, es ist kein Wunder, daß um dieser Furcht willen auch der evangelischen Mission Schläge versetzt werden. Es ist immer klug gewesen den zu schlagen, von dem man nicht wieder bekommt.

Auch hierin ist ein merkwürdiger Widerspruch zu Tage getreten. Dieselben Preßorgane, die sonst überall Jesuiten wittern und den Ultramontanismus an die Wand malen, merken in ihrer Freude, der Pietisterei Eins zu versetzen, nicht, daß sie selber niederfallen vor dem, den sie sonst so schwarz an die Wand gemalt, und ihn anbeten.

3. Kann und darf die Mission alle Erregung von Wirren vermeiden.

Allein wir halten uns jetzt nicht länger auf bei diesen Widersprüchen und der Ungerechtigkeit der gegen die Mission, die evangelische besonders, erhobenen Angriffe. Es ist uns vielmehr daran gelegen, der Anklage auch Recht widerfahren zu lassen und zu betonen, daß die Mission sich durch ihre heutigen Kritiker ja nicht darf einschüchtern lassen, ihr Werk in bisheriger

Weise fortzusetzen, selbst wenn ihr dadurch der Vorwurf erwächst, den Frieden der Völker zu stören und Unruhen hervorzurufen.

Auch Jesus war ein Unruhestifter nicht nur in den Augen der feindlichen Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern sogar in seinen eigenen Augen. Er wollte es sein. In tiefem Ernst spricht er Matth. 10, 34 ff.: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht kommen Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin kommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.“ Mit klarem Blick sieht er Unruhen voraus und nicht nur Familienunruhen und -wirren, sondern wilde Volkstumulte, wo sie seine Zeugen vor ihre Rathhäuser schleppen, ihre Wut durch grausame Folter an ihnen auslassen und ihnen den Prozeß machen werden. Die Völker sieht er sich empören eins wider das andere (Matth. 24, 7) und daß man seinen Zeugen die Schuld daran wird in die Schuhe schieben und sie hassen wird um seines Namens willen allenthalben.

Er hats zuerst erfahren und ist über der Unruhe, die seine Botschaft hervorrief, ans Kreuz genagelt worden. Und seine Apostel haben es erfahren, daß er die Zukunft nicht falsch gemalt hat. Kaum ist Paulus in eine Stadt gelangt, ohne daß es zu tobenden Aufläufen und lodernden Ausbrüchen der Volkswut kam. Er hat die Zeichen davon an seinem Leibe getragen sein Leben lang. „Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen“ (Apg. 17, 6), so hieß es, wenn die Wirkungen seiner Predigt und derjenigen seiner Genossen allmählich offenbar wurden. Aber hätte sich Paulus solchem Vorwurf gegenüber verantworten müssen, er würde erklärt haben: „Wollte Gott, der Vorwurf hätte Recht seinem ganzen Umfang nach, wollte Gott, der Weltkreis wäre schon erregt!“ Hat doch Jesus selbst ganz in diesem Sinne geredet: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden. Wollte Gott, es brennete schon!“ Luc. 12, 49.

Das Evangelium will und muß erregen. Es ist nicht ein guter Freund, der sich angenehm machen und in's Bestehende möglichst still sich einfügen will. Auch hier in der Heimat, auch gegenüber dem Einzelnen nicht. Es ist ein gewappneter Mann, der den natürlichen Menschen zum Zweikampf herausfordert und

ihm mit Tod und Vernichtung dräut. Die Frohbotschaft von der Gnade Gottes in Jesu Christo hat einen empfindlich scharfen Klang in den Ohren dessen, dem's wohl ist in seiner Haut und dem sein eigen Thun und Lassen gefällt und lange recht ist. Das Evangelium will und muß erregen. Wenn das in unsern Kirchen gepredigte Evangelium niemals in einem Hörer eine Erregung hervorriefe, dann wäre es nicht das wahre Evangelium, nur der Buchstabe ohne Geist und Leben, ein Spieß, der seine Spitze verloren — oder dann müßte es das Zeichen sein, daß in der Zuhörerschaft das Gericht des geistlichen Todes schon weit vorgeschritten sei.

Wo vollends das Evangelium überzeugt und überwältigt, da führt es zu einer Aufregung, die das unterste zu oberst kehrt, alle Tiefen der Seele aufwühlt. Denn es ist nichts im Leben, das es unangetastet läßt. Von Glückwerk will es nichts wissen. Es verlangt nichts Geringeres, als daß alles neu werde. Und wiederum, wer mit dem neuen Sinn des Evangeliums in seine bisherige noch anders gesinnte Umgebung eintritt, der schlägt, so still er sich verhält, doch allem ins Angesicht, so daß Stürme nicht ausbleiben werden. —

Wie sollte denn das Evangelium zu Völkern kommen, denen es bisher fremd war, ohne in ähnlicher Weise, nur noch in viel weiterem Umfange, eine Erregung hervorzurufen? Zwar bedarf es in der Regel einer geraumen Zeit, bis wirklich das Evangelium zu wirken beginnt. Die gegenwärtige Missionszeit unterscheidet sich in dieser Beziehung von der apostolischen, so weit wenigstens uns diese bekannt ist. Der Apostel fand, wo er hinkam, Landsleute. Sie erkannten in ihm Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Wo er unter ihnen predigend auftrat, da konnte er an gemeinsame Geschichtserinnerungen und Erfahrungen anknüpfen. So war der Weg bald gebahnt, mit dem Evangelium hervorzutreten und konnte dasselbe seine Wirkung ausüben. Und auch wo der Apostel in die griechische Welt eintrat, da war der Jude nichts Neues und Ungewohntes. Es waren Viele da, die bereits mit den religiösen Anschauungen Israels, mit seiner Messias Hoffnung vertraut waren, und jedenfalls war die Sprache kein Hindernis für die Wirkung des Evangeliums. Der Apostel sprach das Griechische wohl mit jüdischem Accent, aber keineswegs mißverständlich.

In der gegenwärtigen Missionszeit ist es zunächst das Neue, das Fremde, das erregt. Mißtrauen gegen den Fremden ist ein

Charakterzug fast der gesamten heidnischen Welt. Und das ist auch natürlich, denn der Fremde bringt selten Gutes. Bei vielen Völkern ist nicht einmal der Angehörige derselben Rasse, der Völkerverwandte eines benachbarten Stammes, seines Lebens sicher. Was kann er für eine andere Absicht haben seines Kommens als eine böse? Der fremde Händler findet noch am ehesten Eingang. Der Grund seiner Erscheinung ist offenbar und entspricht einem vorhandenen Bedürfnis. Aber nur zu oft hat auch der fremde Händler dieses Vertrauen mißbraucht, nicht zum wenigsten der weiße; man denke an die Schändlichkeiten der ersten weißen Händler, die mit den Inseln der Südsee in Berührung gekommen sind. — Doch sind es nicht nur die Naturvölker, die, durch ihre traurigen Erfahrungen zumeist, mit Argwohn gegen den Fremden erfüllt sind, auch Kulturvölker sind durch ihre Geschichte dazu geführt worden, gegen alle anderen Nationen hermetisch sich abzuschließen. Nur durch Gewalt konnte in China und Japan den Fremden der Eingang ermöglicht werden. Tibet verharret noch heute in seiner Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit. Wo aber der Zugang erzwungen ist, da ist der Fremde dadurch zunächst nicht lieber. Das Evangelium kann aber nicht wirken, bis das Mißtrauen überwunden und das Fremde zum Gewohnten geworden ist. Die Missionare erzählen uns oft, wie sie mit Fragen über ihre Gesichtsfarbe, über ihre Kleider, die Uhr, ihre Art zu essen u. s. w. bestürmt werden. Sie dürfen sich die auf Beantwortung solcher Fragen zu verwendende Zeit nicht reuen lassen, so sehr ihr Herz darnach brennt, die Botschaft auszurichten, um deretwillen sie gekommen sind. Mit der Zeit wird sich schon Gelegenheit bieten, vom Zeitlichen auf das Ewige hinüberzuleiten und durch die Neugierde hindurch ans Gewissen zu kommen, in der Weise, wie es Jesus im Gespräch mit der Samariterin gethan hat. Zuerst sind es die Einzelnen, die zu gewinnen sind. Ein Elliot teilt der Jugend Äpfel und Spielsachen, den Erwachsenen Tabak aus. Ein Christian Heinrich Rauch gewann das Herz des Indianerhäuptlings dadurch, daß er ohne Waffe in seine Hütte kam und sich da arglos zum Schläfe hinlegte. Um in weiteren Kreisen das Mißtrauen schwinden zu machen, hat sich namentlich die medizinische Mission als wirksam erwiesen. In unserem, erst so schwierigen, chinesischen Stationsgebiet Kayintschu ist sie besonders es gewesen, welche einen Umschwung in der Gesinnung der Bevölkerung herbeiführte.

Aber nicht nur das Mißtrauen gegen das Fremde und Unge-
wohnte — das unter Umständen noch durch ungewollte Schädigungen
verstärkt wird, wie seiner Zeit beim Beginn der Mission unter den
Eskimos durch eine Pockenepidemie, die von Europa eingeschleppt
wurde, am Nyassasee durch eine Viehseuche — muß überwunden
werden, sondern auch das „Kanitverstan.“ Das ist die Thorheit
derer, welche nur mit dem „Zeugnis über alle Völker“ durch die
Welt eilen wollen, daß sie eine mühselig gedolmetschte oder in
halbgelerntem Landesidiom vorgetragene Predigt bereits als „Zeug-
nis“ betrachten. Nicht nur muß das Wort in seinem richtigen Sinn
gebraucht und muß der Satzbau der rechte, sondern auch Beweise,
Bilder und Gleichnisse müssen dem Denken und der Erfahrung des
Volkes angemessen, die passende Anknüpfung an das Leben gefunden
sein. Wie lange hat einer dran zu lernen, bis er nur einigermaßen
so weit ist. „In Hinsicht auf die Sprache bleibt der Fremde immer
unrein“, lautet ein Sprichwort auf der Goldküste. Dann erst ist es
Heilsverkündigung, dann erst kann das Evangelium
seine Kraft offenbaren, wird sowohl sein Stachel, als sein
Heil empfunden werden.

Dann allerdings verläugnet das Evangelium auch seine Kraft
nicht. Das auch im Heiden vorhandene Gewissen fühlt sich getroffen
und die „anima naturaliter christiana“ drängt zur Wahrheit
hin. „Rede doch leise“, sagte einer in Neuguinea zu seinem Ka-
meraden, „rede doch leise, daß es der Missionar nicht hört, sonst
fängt er gleich von Jesus an und dann bekomme ich Bauchweh und
schmerzen mich meine Eingeweide.“¹⁾ Missionar Bergmann wies
etliche Papuas auf die zwei Stimmen hin, die in ihrem Herzen
mit einander im Streit lägen, wenn sie einen Menschen töteten, die
eine, die spreche: „Töte ihn“ und die andere: „Thue es nicht.“
Da bekam er die Antwort: „Ja, das ist wahr, Bergmann, aber
wie weißt du das? Kannst du in unser Herz schauen?“²⁾ Das
Gewissen wird lebendig, straft, peinigt. Die dargebotene Rettung,
die erst nur dämmernd begriffen wird, übt eine magnetische Wirkung
aus. Und nun entsteht die Unruhe, der Kampf, oft ein un-
endlich heißer Kampf, der, je nach den bisherigen Lebens-
erfahrungen, der Charakterstärke, der Aufrichtigkeit, zur Annahme
oder Ablehnung führt. Die Aufforderung, von dem falschen sich

1) Kunze. Rhein. Missionsbl. 1895, p. 300 f.

2) Wagner, Einzelzüge p. 52.

zu befehren zu dem lebendigen Gott, seine Gnade in Christo zu ergreifen, wird unterstützt durch das Gefühl der Friedlosigkeit im eigenen Herzen, durch das Bedürfnis nach Trost und gewisser Hoffnung und durch die Erinnerung an bittere Erfahrungen im Heidentum. Die Opposition aber des natürlichen Menschen gegen Alles, was Buße und Umkehr heißt, findet seine Hilfe in der Angst vor der Absonderung, vor dem Bruch mit der Umgebung, vor den Verlusten und Leiden, welche ein Uebertritt zur Folge haben müßte. Der Kampf dauert oft Jahre lang. Der arme Heide ist wie der Fisch, der von der Angel nicht loskommen kann und noch immer sich nicht ergeben will. — Hat aber das Evangelium rascher oder langsamer den Sieg davongetragen und der Entschluß reift, Christ werden zu wollen, da wird, wo es sich nicht um ganz vereinzelt stehende Personen handelt, die ganze Umgebung, die Familie, die Verwandtschaft, das Dorf, der Stamm in die Erregung hineingezogen. Nicht nur wird es denen, die noch in der Finsternis sind, als ein Frevel gegen die Götter erscheinen, denen der Dienst gekündet wird, sondern das Evangelium stellt Forderungen, die mit der bisherigen Lebensanschauung, mit den bestehenden Sitten unvereinbar sind. Da ist die Kaste, da ist das Ahnenopfer, da ist die Polygamie und die Polyandrie, da ist die Kinderverheirathung, da ist die Feier der Mannbarkeit, die Beschneidung, da sind die Totenkostüme und sonst vieles andere noch, was sich mit dem Geist des Evangeliums nicht verträgt. Und so erleben wir nun die heftigsten Familienszenen. Wir sehen, daß Kinder sich wider ihre Eltern empören und Eltern ihre Kinder verfluchen und verstoßen, daß Weiber grollend ihre Männer verlassen und Männer ihre Weiber mißhandeln und fortschicken. Wir erleben die wilden Tumulte um die Missionshäuser her, wie sie in den Missionsberichten mit merkwürdiger Regelmäßigkeit zur Darstellung kommen, Aufruhr, der ganze Dorffschaften ergreift, das Leben derer, die das Evangelium verkündet haben, wie derer, die ihnen gleich jenem Jason in Thessalonich Aufnahme gewährt, Haus oder Laden zum Predigen vermietet haben, gefährdet.

Je länger aber das Evangelium im Lande ist, je öfter gepredigt wird, je deutlicher dasselbe auch durch das neue, so andersgeartete Leben einer christlichen Gemeinde redet, durch Schulunterricht eine zahlreiche Jugend mit Geist und Lehre des Evangeliums bekannt gemacht wird, desto weiter greift die Gärung.

Sauerteigmäßig dringt die neue Welt- und Lebensanschauung ein weit über die Grenzen der gesammelten christlichen Gemeinden hinaus. Die schon vorhandenen Zweifel an die Macht der Götzen werden verstärkt, wagen sich hervor.¹⁾ Der Opfereifer erlahmt, der Besuch der Götzenfeste nimmt ab, der Glaube an die Macht der Zauberei wird erschüttert, daraus folgt naturgemäß auch die Schädigung der Interessen ganzer Berufsclassen, der Geomanten, Wahrsager, Medizinmänner, Fetischpriester, der Häuptlinge, die mit diesen den Gewinn geteilt, der Brahmanen, die zu füttern ein Verdienst war, der Tempelvorsteher und der Tempeldirnen, der Händler auch, deren Handel mit dem Götzendienst oder wenigstens mit den Götzenfesten in Verbindung steht. Der Goldschmied von Ephesus, Demetrius, tritt immer wieder auf die Bühne, und mit dem: „Groß ist die Diana der Epheser“ wird die Opposition gegen das Evangelium geführt, zum offenen Kampf gegen dasselbe angefeuert. Und nicht immer sind Kanzler da, welche das Feuer zu löschen und die in Eifer geratene Menge zu stillen und zur Vernunft zu bringen vermögen.

Aber es sind nicht immer nur niedrige selbstische Interessen, Geldbeutel- und Mageninteressen, welche das Heidentum gegen das eindringende Evangelium sich aufbäumen lassen. Es ist auch edler Conservatismus, der Nationalstolz, der die Zumutung von Fremden, von Barbaren sich belehren lassen, unerträglich findet, wie es schon zu Philippi hieß: und verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemet anzunehmen, noch zu thun, weil **wir Römer sind**. (Apg. 16,21.) Es ist auch wirkliche Götterfurcht und wahre Anhänglichkeit an die Religion der Väter, sintemal in aller Religion doch der λόγος σπερματικός sich geltend macht, Wahrheits-elemente sind, in gewissem Sinn eine Bezeugung des Göttlichen. Und die Religionsvergleichung, selbst wenn sie eine unparteiische sein wollte, kann es nicht immer sein, weil die zu vergleichenden Religionen nicht in gleichem Maße erkannt sind. So ist es nicht nur böser Wille, sondern sancta simplicitas, heiliger Eifer der Verblendung, die nur um so mehr in Erregung

¹⁾ In Tschongshanheu, einer Außenstation von Tschonghangfang kam nach dem J. B. der Basler Missionsgesellschaft von 1899 das Seltsame vor, daß bei Neubauten die Heiden, statt dem Erdgeist ein Opfer zu bringen, den Katechisten riefen, damit er auf dem Bauplatz ein Gebet um Abwendung von allem Unglück halte.

gerät, je mehr die neuen Ideen sichtbar die Oberhand gewinnen. Es war vielleicht ganz ernst gemeint, wenn ein Hindu vor unserm Evangelisten Assamayan warnte und meinte, die Christen sagten wohl, ihre Religion sei gut, aber das sei wie in folgender Geschichte: „Es war einmal ein halbschwänziger Schakal, als derselbe in andere Gesellschaft trat, verspotteten ihn alle Schakale. Da rief er alle zusammen und trug ihnen vor: Ihr seht, daß ich den halben Schwanz verloren habe, aber das ist mir zum großen Vorteil gewesen, mir ist seitdem wohl. Ich wünschte schon lange, das meinen Freunden zu sagen. Als sie das hörten, dachten Alle, das müsse doch etwas Vorteilhaftes sein und bissen sich gegenseitig die Schwänze ab und wurden alle zu Halbschwänzen. So ist's, fuhr er fort, mit den Christen. Sie sind zuerst verführt worden und jetzt suchen sie Andere zu verführen und sich ihnen gleich zu machen. Doch soll es ihnen nicht bei uns gelingen.“¹⁾

Es ist aufrichtige Entrüstung, wenn ein orthodoxer Brahmane sich ausläßt: „Der Brahmanismus ist die einzige Religion, welche den Namen verdient, die Quintessenz aller Religionen zu sein.“²⁾

Oder wenn ein chinesischer Lehrer fragt: „Ist nicht unser chinesisches Reich das Reich der Sitte und Bildung? Warum sollen uns denn die Fremden lehren? Ist nicht die Lehre des Konfuzius edel und erhaben, brauchen wir da noch etwas Anderes?“³⁾

Es ist nicht Rechthaberei nur, niedriger Egoismus, sondern Frömmigkeit, welche den Konfuzius oder Krischna über Christum erhebt, welche Gegenprediger aufstellt, Gesellschaften gründet und Schriften verbreitet zur Aufrechterhaltung des Hinduismus, dem vorwärtsdringenden Evangelium zum Troß die zerfallenden Tempel restauriert und neue errichtet oder gegen eine angefangene Kapelle Sturm läuft, weil der Geomant ihre Stellung als störend für die in der Nähe Bestatteten erklärt.

So sind es niedrigere und höhere Interessen, die gleicherweise durch das Evangelium angetastet werden und in Erregung kommen. Und nun hängt es von dem Charakter, der Machtstellung des Volkes, von den Umständen und Persönlichkeiten ab, ob die Erregung nur zu versteckter Opposition, zu passivem Widerstand, zu feurigem Redekampf führt oder in wildem Tumult, der Ströme

¹⁾ Halbjber v. Ev. Assamayan, 7 Jan 1897, überj. v. Miss. Jaus.

²⁾ Mantegazza, Indien p. 316.

³⁾ Bericht d. Evang. Tschin-Tschin-ny pro 1899.

Blutes vergießt, explodiert. — Eine Kolonialmacht, die im Rücken der Mission steht, kann das letztere ebensowohl verhindern, als hervorrufen.

Wenn man in den so entstandenen Explosionen und Wirren, unter denen vielleicht Missionsstationen zerstört, Missionare und eingeborene Christen den Märtyrertod erleiden müssen, ein Zeichen sehen müßte, daß für das betreffende Volk die Missionszeit noch nicht angebrochen sei, so hätte die Missionsgeschichte des ablaufenden Jahrhunderts nur das Resultat gehabt, daß bei allen Völkern der Erde ein Anfang gemacht, aber überall die Erkenntnis wäre gewonnen worden, es sei noch nicht Missionszeit. Denn ich glaube kaum, daß irgendwo Wirren, ja blutige Wirren ausgeblieben sind.

So hatte in der That noch der Regensburger Superintendent Ursinus, der dem edeln Vorkämpfer der Mission im 17. Jahrhundert, dem Freiherrn von Welz so scharf entgegengetreten ist, gemeint: von Missionszeit könne erst die Rede sein, wenn die Heiden aufgehört hätten, wilde Leute, halsstarrige Lasterer, Verfolger, Verächter christlicher Religion zu sein. Solchen Hunden und Säuen dürfe man doch Perlen und Heiligtum nicht vorwerfen.¹⁾

Aber was wäre wohl aus dem Evangelium geworden, wenn die Apostel auch so gedacht hätten, wie der Herr Superintendent. Wenn die Umwandlung der Völker möglich wäre ohne das Evangelium, wozu dann dieses noch? Das Evangelium allein hat umwandelnde Kraft, darum muß es Allem voran und gerade auch zu den Wilden, Grausamen, zu den Menschenfressern, den frechen Lasterern und Verächtern gebracht werden, und wenn es auch durch Leiden und Sterben seiner Verkündiger und Bekenner geht. Ist Christus selbst nur durchs Kreuz zur Krone gelangt, so wird auch das Christentum nicht auf anderm Weg die Herrschaft über ein Volk erlangen. Das Evangelium ist das Wort vom Kreuz und die Geschichte hat längst dargethan, daß niemand so ergreifend das Wort vom Kreuz auszulegen vermag, als wer das Kreuz trägt. Das Evangelium ist die Verkündigung des ewigen Lebens. Und dieses Leben wird am sieghaftesten verkündet durch die, die dafür sterben. Die Geschichte hat längst dargethan, daß die Verfolgungstürme und Wirren stets Sichtungszeiten gewesen sind, daß sie die Gemeinde des Herrn von unlautern Elementen

¹⁾ W. Gröbel. Just. v. Welz, Leipzig. Akad. Buchh. 1891, p. 87/88.

fäubern und ihr inner Leben vertieften, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist. Wenn Herr Fock den Rat giebt, in Zukunft alle Mission in China zu verbieten, so weiß ich nicht, wer unter den beteiligten Mächten dazu das Recht hätte, diesen Rat zu befolgen, aber das weiß ich, daß die Mission selbst ein solches Verbot nicht annehmen könnte, so wenig Johannes und Petrus es anzunehmen vermochten, da es zu ihnen hieß, sie sollten sich allerdings nicht hören lassen, noch lehren in dem Namen Jesu (Apg. 4, 18—20). Die Christenheit, die Mission treibt, müßte antworten: „Richtet ihr selbst, ob's vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen, denn Gott? Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gesehen und gehört haben.“ Es ist unglaublich, was die Geschwister Ramsfeyer und ihre Genossen in Kumase und auf ihrer Flucht erlitten haben, und Ramsfeyer ist der Erste, der schreibt: „Doch ja wieder hin nach Kumase.“

4. Möglichkeit und Unmöglichkeit einer vorsichtigen Methode.

Allein, wenn wir auch anerkennen, daß eine Mission, die nicht Unruhen erregt, die niemals ein Leben kostet, kaum denkbar oder wenigstens ein Fortschritt derselben kaum denkbar ist, und auch, daß eine Mission ob entstehenden Wirren nicht zurückweichen darf, so läßt sich doch allen Ernstes erwägen, ob nicht durch eine andere Methode manche Unruhen und Wirren könnten vermieden werden.

Da können wir nicht ohne weiteres nein sagen. Gewiß hätte im Einzelnen ohne irgend welche Verläugnung und ohne daß das erstrebte Ziel weniger erreicht worden wäre, mancher Anstoß können vermieden werden. Jesus empfiehlt seinen Jüngern nicht umsonst, mit der Taubeneinfalt die Schlangenflugheit zu verbinden. Mehr Weisheit, mehr Geistesgegenwart, mehr Takt, mehr Freundlichkeit und Geduld würde manchmal schon einen Sturm verhütet haben. Die Missionare sind wie andere Menschen fehlbare Leute und unterliegen zu Zeiten auch dem „Tropenkoller.“ — Es ist kaum ein Beruf, der so hohe Anforderungen an den Menschen stellt, wie der Missionsberuf. Wir fehlen mannigfaltig, die wir in Verhältnissen stehen, welche uns von Jugend auf bekannt sind. Die Missionare treten in eine völlig fremde Welt hinein, die oft den unsrigen ganz entgegengesetzte Anschauungen hat, so daß ein alter

katholischer Missionsbischof einem angehenden Missionar schon sagen konnte: „Wenn Sie es in China recht machen wollen, so müssen Sie in sehr vielen Stücken das gerade Gegenteil von dem thun, was Sie in Europa thun würden.“¹⁾ Der Missionar ist oft Pionier. Als Erster dringt er ein in ein Völkergelände. Es ist noch keine Erfahrung da, aus der Lehren könnten gezogen werden. — Er steht ferner mit seiner relativ überlegenen Bildung vielfach unter einer Bevölkerung, die in mancher Beziehung noch im Kindesalter steht. Wie entsetzlich groß da die Versuchung ist, einen falschen Gebrauch von dieser Ueberlegenheit zu machen, das zeigen die Excesse der europäischen Beamten in den Tropen. Der Missionar wird in der Regel durch seine Erziehung und seine Aufgabe vor solchen Excessen bewahrt bleiben, aber ob er immer das „Herrengefühl“ von sich fern halten kann, das ist doch die Frage. Kurz hin und wieder mag die Missionsmethode des Einzelnen der Korrektur bedürftig sein. Mancher hat auch schon müssen versetzt werden, hat gewünscht versetzt zu werden, weil er an dem Ort seiner Wirksamkeit „den Karren versahren hatte.“ Dieser und jener ist sogar schon aus dem Missionsdienst als hiezu unbrauchbar abberufen worden.

Aber in allen diesen Fällen handelt es sich nicht um die Methode der Mission, sondern des einzelnen Missionars, handelt es sich mehr um die Persönlichkeit als um die richtigen Missionsgrundsätze. Es wird die Aufgabe der heimatischen Missionsleitung sein, Querköpfe, Stilköpfe, unpraktische Leute, solche, denen man die Zucht des heiligen Geistes nicht in ihrem ganzen Benehmen anmerkt, aus den Reihen ihrer Sendlinge zu eliminieren. Freilich, wie mancher daheim erst im praktischen Pfarramt offenbart, daß er seinen Beruf verfehlt hat, so offenbart sich beim Missionar oft erst, wenn er draußen steht. Die heimatische Gemeinde aber sollte, wie einst Antiochia unter der Leitung des heiligen Geistes keine geringeren aussendete als Paulus und Barnabas, ihre besten Kräfte in den Dienst der Mission stellen und im Blick auf diese zudem nie nachlassen in der Fürbitte: „Herr, heilige sie in deiner Wahrheit.“ Durch und durch geheiligte Persönlichkeiten sind nirgends nötiger als in der Mission.

¹⁾ R. Pieper. Chinesisches in Unkraut, Knospen und Blüten. Stöyl. Missionsdr. p. 12.

Man hat aber in der jüngsten Kritik der Mission nicht nur an den Fehlern der Einzelnen sich aufgehalten, sondern man fand die Methode der evangelischen Mission überhaupt fehlerhaft. Man rügte den Mangel ihrer Organisation, den Mangel einer einheitlichen Leitung, wie sie in der katholischen Mission thatsächlich vorhanden sei. Ich bin nicht genügend orientiert, um die Behauptung dieser letzten Thatsache gründlich zu prüfen. In der alten Zeit gab es bekanntlich zwischen den einzelnen missionstreibenden Orden, den Dominikanern und Franziskanern und andererseits den Jesuiten und wieder zwischen diesen und dem heiligen Stuhl bedeutende Differenzen und nach dem, was Warneck aus der voce della verità citiert, scheint auch heute die Harmonie zwischen dem Vatican und dem Vorgehen des Bischof Anzer keine so absolute zu sein.¹⁾ Und jedenfalls ist trotz der einheitlichen Leitung die Praxis der einzelnen katholischen Missionare keineswegs immer dieselbe, und zwischen dem, was manche thun, und z. B. dem, was Pater Pieper in seinem prächtig ausgestatteten Buche: „Chinesisches“ als das richtige Verhalten des Missionars bezeichnet, ist der Unterschied so groß als möglich.

Aber das ist wahr, die Zerrissenheit der protestantischen Mission, die Unabhängigkeit der einzelnen Gesellschaften von einander, die nicht in allen Fällen keine Konkurrenz, die so entsteht, kann je und je verwirrend wirken und den Heiden den Respekt vor der christlichen Religion nehmen, so daß sie um so eher zum Widerstand sich gereizt und berechtigt fühlen. — Andererseits müssen wir sagen: Wenn die evangelische Mission infolge davon weniger von einem Machtbewußtsein erfüllt ist, so ist das kein Schade. Hätte es nur Eine, einheitliche, evangelische Mission gegeben, so würde kaum an so vielen Orten zugleich das Missionswerk an die Hand genommen worden sein. Der Wettstreit, der so entstanden, hat auch Leben gebracht. Jede kirchliche Gemeinschaft und Richtung hat das Bedürfnis gehabt, eben in der Mission ihre Lebendigkeit zu beweisen. Der Mannigfaltigkeit der Missionsunternehmungen entspricht auch eine Mannigfaltigkeit der *χαρισματα*, während Uniformität leicht Charismen unterdrückt und zum Tode führt. Ich weiß z. B. nicht, ob am Himalaya eine methodistische Mission ebensogut ausgehalten hätte wie die Brüdermission. Man lernt

¹⁾ Warneck, die chinesische Mission im Gericht der deutschen Zeitungs-
presse, 9. Auflage, p. 36 ff.

von einander. Die deutschen Missionen hätten kaum mit der Verwendung der weiblichen Missionskräfte angefangen. Englische und amerikanische mußten da vorangehen. Aber ihre Erfahrungen haben auch den Deutschen Mut gemacht, dem Beispiel zu folgen. Man hilft einander, z. B. in Bibelübersetzungen. Man berät sich miteinander und stärkt einander auf gemeinsamen Konferenzen, wie sie in Indien und China je und je stattgefunden haben. Trotz alledem geben wir zu, daß sich der Allianzgeist von den Konferenzen noch mehr in die tägliche Praxis hineinziehen sollte. Je freier und brüderlicher wir in dieser Beziehung in der Heimat werden, desto freier und weitherziger und brüderlicher werden die Missionare draußen sein. —

Man hat aber noch aus anderm Grund die evangelische Missionsmethode getadelt und dieser gegenüber die katholische gerühmt. „Die katholische Mission“, hieß es, „versteht es viel besser, sich der Landessitte und den Volksanschauungen zu akkomodieren. „Der katholische Missionar“, so schreibt der Temps, Nr. 4 vom 19. August 1900, läßt sich für bleibend im Lande nieder, trägt Landestracht und lebt nach Landesweise, kommt mit den geringsten Hilfsmitteln aus. Er weiß die abergläubischen Vorstellungen aufs Beste umzubilden, z. B. den Ahnenkult, den Kernpunkt der chinesischen Religion, schmilzt er um zum Heiligenkult. Er lehrt seine Befehrten für ihren Kaiser beten: „Gewähre ihm, Gott, ein glückliches Alter und lange Dauer seiner Regierung, damit wir später mit ihm des ewigen Friedens teilhaftig werden.“

Nun, was das Bleiben im Lande anbetrifft, so besteht meines Wissens zwischen katholischen und evangelischen Missionen hierin kein Unterschied. Der allgemeine protestantische Missionsverein hat zuerst seine Missionare nur auf 5 Jahre verpflichtet. Ob es jetzt noch so ist, ist mir nicht bekannt. Die anderen evangelischen Missionsgesellschaften aber nehmen nur Missionare an, die wenigstens die Absicht haben, ihr Leben in den Dienst der Mission zu stellen und nicht bloß einen Teil desselben. Das Tragen der Landestracht, darauf auch die Mission der Heilsarmee sich viel zu gut thut, und die meines Wissens ebenfalls bei der China-Inland-Mission üblich ist, ist wohl etwas sehr Nebensächliches. Der Grundsatz läßt sich schon darum nicht durchführen, weil die Landestracht mancherorts sich auf ein gar zu bescheidenes Minimum reduziert. Der viel wesentlichere Unterschied der Farbe und Rasse läßt sich damit doch

nicht verdecken. Endlich, welche Landestracht soll der Missionar anlegen, die der Bornehmen oder die der Geringen? Der christlichen Demut würde besser entsprechen: die der Geringen. So viel ich weiß, zieht aber der katholische Missionar die des Mandarin an, denn Mandarinrang beansprucht er auch und dieser Rang ist ihm auch durch die Verträge zuerkannt. Der Mandarinrang bringt ihn aber dem Volke nicht näher. In Indien hängt die Tracht mit der Kaste zusammen. Wählte man die Tracht der einen Kaste, so würde das sicher den Zugang zu den andern Kasten erschweren. So kann der Missionar mit der europäischen Kleidung noch eher Allen Alles werden.

Unendlich viel wichtiger als die Landestracht ist die Landessprache, und in dieser Beziehung sind sicherlich die evangelischen Missionare den katholischen weit über, wie auch die durch evangelische Missionen hervorgebrachte Litteratur in den Sprachen der Eingeborenen viel bedeutender ist, als die, die Katholiken zu stande gebracht.

Was sonst die Lebensweise anbetrifft, so wird kaum ein anderer Unterschied zwischen dem katholischen und evangelischen Missionar bestehen, als wie es durch das Familienleben des evangelischen und das Cölibat des katholischen bedingt ist. Ich brauche darüber kaum ein Wort zu verlieren. Wenn der katholische Missionschriftsteller Marshall meint: „Verheiratete Missionare zu den Heiden zu senden, würde den Schülern des Paulus als ein unpassender Scherz über einen ernstern Gegenstand erschienen sein“, so ist das eben seine Privatansicht, die dann allerdings auch die Behauptung nach sich zieht, daß Petrus beim Antritt seines Apostelamtes sein Weib verlassen oder, wie schon der Kirchenvater Hieronymus meinte, den Schmutz der Ehe durch das Blut des Martyriums abgewaschen habe.¹⁾ Und wenn Marshall emphatisch erklärt, daß ohne die Gnade des Cölibats der Missionserfolg eine Chimäre wäre, so dürfen wir Evangelische uns getrost darauf berufen, daß uns Gottes Gnade einen reichen Missionserfolg auch ohne das Cölibat gegeben hat, ja daß die Missionarsfrau zu diesem Erfolg schon manches beigetragen hat.— Man verlangt aber auch Accommodation an die heidnischen Sitten und Vorstellungen. Das halten wir für eine sehr verhängnisvolle Missionsweise. Es ist besonders die Schonung

¹⁾ Barnecl. Missionsl. II 219 ff.

des Ahnendienstes rühmlich hervorgehoben worden. In der That wurde schon in der früheren Jesuitenmission den Christen erlaubt,¹⁾ die gebräuchlichen Ahnentafeln am Sarge, am Grabe des Verstorbenen, wie in den Häusern aufzustellen, Kerzen und Rauchwerk davor anzuzünden, Blumen und Speisen hinzulegen und die üblichen Verbeugungen und Prostrationen davor zu machen; sogar die Bitte an die Verstorbenen um allerlei Glück wurde von den Jesuiten geduldet, mit der Entschuldigung, daß man ja doch auch die Verehrung der Heiligen um deswillen nicht aufhebe, weil einige Flachköpfe glaubten, in den Bildern wohne eine höhere Kraft. Es wurde zwar bestimmt, daß man auch ein Heiligenbild oder Kreuz oder den Namen Jesu daneben anbringen solle. Trotz alledem liegt das Ergebnis solcher Accommodation auf der Hand. Das heißt nicht das Heidnische überwinden, sondern es bloß zu decken.

In ähnlicher Weise wurden die Reverenz, das Kerzenanzünden, Räuchwerk anzünden und Opfertiere darbringen vor Konfuzius gestattet. Pieper²⁾ sagt sehr bezeichnend: „Sollten wir uns bemühen, das trübe Flämmchen Irrlicht, dem so viele folgen, auszulöschen, oder ist's besser, das Irrlicht zu gebrauchen, um die Irrenden hinzuführen zum Glaubenslichte, zur Sonne der Gerechtigkeit, die da jeden erleuchten soll, der in diese Welt kommt.“ Aber ob nicht zu fürchten ist, daß das Irrlicht für die Sonne gehalten wird? Wenn ferner die heidnischen Amulette durch Marien- und Heiligenmedaillen ersetzt werden, so bekommt der heidnische Aberglaube einen katholischen Namen, allein heidnischer Aberglaube bleibt es doch.

Es scheint sehr unschuldig entgegenkommend, wenn in der katholischen Kirche bei Schanghai Maria chinesisch gekleidet erscheint und das Christuskind einen Zopf trägt. Aber was hindert uns denn, Jesum im schwarzen Gehrock oder im Arbeiterkittel oder auch im Pfarrvertalar mit Rabättchen darzustellen? Wir haben das Gefühl, daß darin doch eine Unwahrheit läge. Es wird damit geleugnet, daß es eine Geschichte des Reiches Gottes giebt. Es wird beseitigt, was Jesus der Samariterin, obschon er sie gewinnen will, so entschieden betont, daß das Heil von den Juden kommt (Joh. 4,22).

Und überdies sehen wir, wie die katholischen Heiligenbilder an Stelle der heidnischen Götzenbilder treten. Für das Bild der Göttin

¹⁾ Warneck. Prot. Bel. p. 403 ff.

²⁾ Pieper, Chinesisches p. 577.

der Barmherzigkeit wird einfach das Bild der Himmelskönigin hingesezt.¹⁾ Nicht anders verhält es sich in Indien. Am Westabhang des Parpalahügels, auf dem die Station Karkala steht, befindet sich eine dem heil. Laurentius geweihte katholische Kirche. Der Dienst dieses Heiligen ist so ähnlich dem der Bhuten, daß er allgemein „der Gott von Karkala“ genannt und eine Choleraepidemie auch richtig von Katholiken selbst als „Plage des Gottes von Karkala“ bezeichnet ward.²⁾

Wie wenig zuletzt die Accommodation an die Kaste genügt hat, das hat die Missionsgeschichte deutlich gelehrt. Sie hatte dazu geführt, daß man an einem Orte zwei Kirchen baute, eine für die edleren Kasten, eine für die Paria, daß die Priester, um sich nicht durch Berührung mit den Parias zu verunreinigen, diesen nur mit einem Stecken die letzte Delung erteilten, daß ein Robert de Nobili sich für einen Sanjasi, einen Büsser und für einen Lehrer in der verlorenen fünften Veda ausgab, welch letztere nichts anderes als ein jesuitisches Machwerk war.³⁾

Daneben hatte man dann freilich auch wieder besondere Missionare für die Parias, die aber nicht mit den Missionaren der höheren Kasten unter demselben Dache wohnen oder gemeinsam eine Mahlzeit miteinander einnehmen durften. Nicht einmal reden durften sie miteinander. Der Katholik⁴⁾ Henrion redet mit Begeisterung von diesen „Saintes folies de ces Missionnaires, dégradés pour Jésus Christ.“ Wir können aber diese Karrheiten nicht für heilig halten, noch die Degradation der Missionare bewundern, sondern sehen darin nichts als eine Verleugnung und eine Degradation Christi und der christlichen Religion.

Selbst den Päbsten — zu ihrer Ehre muß es gesagt werden — ist diese Accommodation zu viel geworden. Sie protestierten dagegen und verboten sie. Am 7. Oktober 1744 erließ Benedict XIV. die Bulle Omnium sollicitudinum. Aber es half nicht viel, bis der Jesuitenorden endlich aufgehoben ward. — Aus ihrem Grabe sind die Jesuiten freilich längst wieder aufgestanden, und wenn auch die größten Auswüchse der früheren Missionsweise bisher unterblieben sind, so ist doch dem jesuitischen Geiste auch heute Vieles möglich.

1) Jahresb. der Basler Missionsstation Moilim von 1899.

2) Karkala, Bericht von Missionar Göz vom 13. Okt. 1896.

3) Kalkar, Gesch. der christl. Mission p. 314.

4) Kalkar, Gesch. der christl. Mission p. 319.

Niemals darf sich die evangelische Mission auf den Weg solcher Accommodation begeben, um sich ihre Aufgabe leicht zu machen und Stürme zu vermeiden. Wie hätte sich Jesus durch einige Accommodation an die pharisäische Weise die Aufgabe so viel leichter machen und Stürme vermeiden können. Aber er war die Wahrheit und die Wahrheit verleugnet sich nicht, auch wenn ihr das Kreuz aufgerichtet wird. So darf auch die evangelische Mission, der Christus der Weg ist, die Wahrheit nicht preisgeben um des leichtern Erfolges willen. —

Unterschieden soll werden zwischen Heidentum und nationaler Sitte und Eigentümlichkeit, und so weit diese nicht mit dem Götzendienste zusammenhängt und mit dem Geiste des Christentums sich verträgt, soll sie möglichst geschont, soll sie nur geadelt und geheiligt werden. Hier aber die Scheidung zu vollziehen ist oft sehr schwer. Soll man z. B. Kinderverheirathungen dulden? Ihre Begründung liegt darin, daß es zu viel kostet, dem Sohne eine erwachsene Frau zu kaufen. Wenn nur dadurch eine christliche Auffassung der Ehe nicht bleibend verunmöglicht würde! Soll man die Beschneidung gewähren lassen? Ja wenn sie nur ein Akt der Hygiene wäre! Aber ist sie wirklich nur das? Es giebt eine Menge nationaler Spiele, Tänze, Wettkämpfe und s. f. Soll man den Eingebornen nicht ihre Festfreuden lassen? Gewiß, aber wenn sie mit Völlerei, Blutvergießen enden oder mit dem Dienste der Götzen in Verbindung stehen? Unsere Gemeindeordnung in Indien verbietet den Nasenring. Andere Missionen dulden ihn. Vielleicht ist das richtiger. Die Väter unserer Mission haben hier wohl weniger die nationale Sitte als überhaupt die Eitelkeit treffen wollen. Im allgemeinen wird es besser sein, zuerst des Herzens Gesinnung zu ändern, dann die Aesthetik; es wird z. B. weiser sein, die Befreiung der Chinesenfrauen nicht mit einem Krieg gegen ihre verkrüppelten Füße zu beginnen. —

So giebt es unendlich viele Dinge, wo es der Ueberlegung und wo es vor allem auch einer genauen Kenntniss der Verhältnisse bedarf, um zu entscheiden, ob die Volkssitte von vornherein muß bekämpft oder ob sie darf geschont werden.

Aber soll man nicht wenigstens im Predigen und Bibelverbreiten vorsichtiger sein. Pieper in dem oben angeführten Werke (p. 592) behauptet, daß das öffentliche Predigen fast immer ohne Erfolg sei, daß man durch persönliche Unterredungen mit den Ein-

zeln viel weiter komme. In der That ist das öffentliche Predigen im allgemeinen nicht der Katholiken Weise. Man hat nun das als besonders klug gepriesen und den Evangelischen angeraten, ebenfalls vom öffentlichen Predigen zu lassen, das die Gemüter aufreize. Schon 1891 oder 1892 hat ein gewisser Alexander Michie in einem Buch über „Die Missionare in China“ (London bei Eduard Stanford) die protestantischen Missionare als die gefährlichsten bezeichnet, besonders die von der China-Inland-Mission, welche allerlei durch die Wissenschaft längst veraltete Irrtümer predigten und dadurch, daß sie die Bibel ohne alle Erklärung verbreiteten, zu groben und gefährlichen Mißverständnissen Anlaß gäben, während die katholischen viel weniger aufs Proselytenmachen aus seien und sich hüteten, die Bibel zu verbreiten.¹⁾ Dagegen ist zu sagen: 1. daß eine Mission, die nicht Proselyten machen will, eine *contradictio in adjecto*, ein Nonsens ist, und 2. daß man mit derselben Begründung die Bibelverbreitung auch in der Heimat ablehnen könnte, wie es die katholische Kirche faktisch auch thut; 3. daß eine gewisse Wissenschaft gar Manches begräbt, was immer wieder aufersteht und was denen, die Mission treiben, Lebenswahrheit ist, und 4. daß bei dem Befehl: „Prediget das Evangelium aller Kreatur“ doch wohl in erster Linie an die öffentliche Heilsverkündigung gedacht ist. Es ist wahr, daß dadurch mancher Sturm hervorgerufen und der Prediger oft großer Gefahr dabei ausgesetzt wird, so daß auch schon evangelische Missionare davon glaubten abraten zu sollen.²⁾ Allein nach Erfahrung der meisten Missionare ist es kein unnützes Provozieren. So mancher ausgestreute Same auf den Weg und in die Dornen und Steine fällt, so fehlt doch auch nicht am guten Land, das den Samen aufnimmt und zur Frucht bringt. Mancher kommt von dem am Götzfest oder auf dem Bazar gehörten Wort nicht mehr los. Eben die hier gehört haben, die kommen dann nachher zum Missionar, bald offen, bald nikodemusmäßig, so daß er den gewonnenen Eindruck klären und vertiefen kann. Und abgesehen davon dient die öffentliche Predigt, wie Warneck bemerkt, „zur allgemeinen Bekanntmachung des Evangeliums, erfüllt gleichsam mit ihm die heidnische Atmosphäre, lenkt immer wieder die Aufmerksamkeit auf dasselbe hin.“

1) Calwer Missionsbl. 1892 p. 16.

2) Warneck. Missionslehre. III 2. 74.

Aber auch die Art der Predigt kann Anstoß geben. Gewiß haben die Recht, welche vor verletzender Polemik warnen und fordern, daß man den glimmenden Docht der Wahrheit, die sich auch im Heidentum finde, nicht zertrete, sondern vielmehr ansache. Aber so gut Paulus zu Lystra die Götter der Heiden als falsche bezeichnet hat im Gegensatz zu dem lebendigen Gott, den er verkündigte (Apg. 14,15), so gut wird und muß es auch der Missionar heute thun. Er muß vor den Heiden die Trostlosigkeit ihres Götzenglaubens und die Schandbarkeit ihrer Götterlehre berühren, nur soll er es nie thun in frivoler Weise, sondern mit dem schmerzlichen Ingrimme, mit dem Paulus in dem abgöttischen Athen erfüllt war. Der Missionar darf es sich nicht einfallen lassen, einen Mohammed oder Konfuzius mit Kot zu bewerfen, aber er wird doch sagen müssen, daß sie dem Sünderherzen nicht helfen können. Er wird vor allem Jesum verkünden müssen, trotzdem keiner ist, dem so viel widersprochen wird, kein Name die Gemüter so aufregt, wie dieser. —

Daß schon manche Predigt ungeschickt und taktilos gewesen, wer wollte das bestreiten? Die rechte Heidenpredigt und die Zügelung des eigenen Temperaments muß eben auch gelernt sein. Aber der Predigt überhaupt kann sich deswegen die Mission doch nicht entschlagen, selbst dann nicht, wenn dieselbe Erregung, Widerspruch, Tumult hervorriefe! Es giebt Gegenden — ich denke an Teile Süd-mahrattas z. B. — wo die Bevölkerung so stumpf ist, daß sie ohne Opposition alle Predigt über sich ergehen läßt, und wahrlich es ist nichts, was den Missionar so in Verzweiflung bringen muß als das.

Das kann man vielleicht fragen — die Frage ist mir eben im Blick auf die chinesischen Wirren nahe getreten — ob es missionarisch richtig ist, statt von der Küste aus in's Innere zu dringen, gleich die 18 Provinzen eines Riesenreiches zu besetzen und auf allen Punkten zugleich die Unruhe hervorzurufen. Wenn aber gepredigt und die Beunruhigung der Bevölkerung riskiert wird, so soll wenigstens recht gepredigt werden. Eine nur flüchtige Verkündigung des Evangeliums, die sich nicht Zeit nimmt, dasselbe gründlich in's Denken und Leben des Volkes hineinzuarbeiten,¹⁾ halten wir eher für eine sträfliche als rühmenswerte Missionsmethode. Hat man einen Anstoß gegeben, der vielleicht zu blutigen Wirren führt, so sollte man auch sich verpflichtet fühlen, die Er-

¹⁾ siehe ein charakteristisches Beispiel bei Warneck, Missionslehre III p. 82.

faßten so zu rüsten und zu gürten, daß sie in der Krisis sich bewähren können. So kann also eine Mission, die ihre Aufgabe erfüllen will, wohl da und dort etwas vorsichtiger vor- und vielleicht im Einzelnen hin und wieder einen Anstoß umgehen, aber im Großen und Ganzen wird sie selbst bei aller Vorsicht nicht vermeiden können, die Völker zu erregen und in Unruhe zu versetzen.

Wer ihr zum Vorwurf macht, daß sie zu Unruhen Anlaß gebe, der hat keinen Begriff von der Aufgabe der Mission, von der Bedeutung des Evangeliums, aber in der Behauptung, daß sie Unruhe bringe, hat er recht.

5. Mancherlei Erregung, aber auch Erregung zum Heil.

Nur ist damit nicht gesagt, daß die Mission an allen Wirren und allein an den vorkommenden Wirren schuld sei. In Neuseeland haben seiner Zeit die Maoris den Missionaren vorgehalten: „Ihr lehrtet uns gen Himmel sehen, aber während wir dahin schauten, kamen eure Brüder und nahmen uns die Erde, die uns gehörte.“ Es wird auch niemand, der von dem rehabeamsmäßigen Auftreten des englischen Gouverneurs in Kumase gehört hat, die Erhebung der Asanteer der Mission in die Schuhe schieben dürfen. Und wer etwa gelesen hat, was jüngst in einer Serie von Artikeln des Reichsboten über die Zustände in Kamerun gestanden hat, von den Manieren des Herrn v. Besser, der aber, die Richtigkeit jener Berichte vorausgesetzt, nicht besser ist, als etliche seiner berüchtigt gewordenen Vorgänger im Kameruner Staatsdienst, ferner von der Weise, wie man der Plantagenwirtschaft aufzuhelfen sucht und wie man ihr für die nötigen Arbeiter sorgt, der wird sich über immer neue Revolten einzelner Stämme nicht wundern, aber er wird kaum die Mission dafür verantwortlich machen wollen.

Und selbst wenn wir einräumen, daß die Mission in Beziehung auf die Beunruhigung, welche die Völkerwelt Chinas ergriffen hat, nicht völlig unschuldig ist, so wird doch jeder ehrliche Mensch, der die politischen Vorgänge im Reich der Mitte kennt, zugeben, daß die Anstöße, welche die Mission durch ihre Landkäufe oder durch ihre Häuser und Kapellenbauten dem chinesischen Stolz und Aberglauben gegeben hat, von den Weltmächten mit

ihren Besizergreifungen, mit ihren aufgezwungenen Eisenbahnen, mit ihren abgetrohten Machtbefugnissen in viel hundertfacher Vergrößerung sind gegeben worden. —

Und sodann, ist denn die Beunruhigung eines Volkes unter allen Umständen ein Unglück für dasselbe? Wie preisen sie heute in ihrem alldeutschen Bewußtsein die Einigung der germanischen Völkerstämme und verherrlichen Bismarck, den Schöpfer der deutschen Einheit und Weltmachtstellung. Und doch hat der Weg zu diesem Ziel durch gewaltige Unruhen geführt. So noch vielmehr ist die Erregung, welche das Evangelium hervorruft, eine Erregung zum Heil.

Bei der Anklage, die jetzt wider die Mission erhoben worden ist, wird man an die bekannte Fabel vom Wolf und Lämmlein erinnert, vom Lämmlein, das dem Wolf das Wasser soll getrübt haben und stand doch so weit unten am Bach? Kommt denn das Lamm Gottes im brennenden Durst seiner Liebe an Wasser heran, die noch niemand berührt und getrübt hat? Kommt denn das Evangelium in eine Welt hinein, die im Paradieseszustand ist, die eitel Friede und Freude kennt, noch nichts von Erregung, von Unruhen, Wirren weiß?

Haben etwa die Völker Afrikas, welche das Evangelium erregt hat und noch erregt, ein Glück ohne Störung besessen, in kindlich fröhlicher Unschuld gelebt? Es ist jetzt im asanteischen Krieg viel Blut vergossen worden. Es sind entsetzliche Grausamkeiten begangen worden, bei deren Schilderung uns schaudert, hunderte sind während der Einschließung von Kumase verhungert. Aber was ist das gegen die Menschenschlächtereien von ehemals, gegen die Qualen der unzähligen Opfer, welche zu Ehren der verstorbenen Könige fielen? Es gab keine Kunst, die so entwickelt war, wie die des Scharfrichters. — Weite Gebiete von Afrika haben nur eine dünne Bevölkerung, die kaum gegen den Urwald aufkommt. Ernährt das Land seine Bewohner nicht, oder wohnt dort ein Geschlecht, dem das Gotteswort nicht gilt: „Seid fruchtbar und mehret euch?“ Keineswegs. Aber ein ewiger Kriegszustand, ein immer neues sich Erregen von Stamm gegen Stamm, von Sklavenhändlern gegen wehrlose Dorfschaften, ein beständiges gegenseitiges Ueberfallen und Morden hat die Erde wüste gemacht und leer. Ihre Bewohner waren nicht sicher vor den Menschen, vor ihren tyrannischen Häuptlingen nicht, so wenig als vor Fremden, sie waren es auch nicht vor ihren Göttern, denn der mächtige Fetisch tötet, wen er

will. Es heißt: „Erregt sie doch nicht durch eine fremde Religion, die ihnen nicht paßt!“ Aber waren sie denn bei ihrer Religion in Ruhe oder nicht vielmehr Knechte der Furcht ihr Leben lang. Hört sie nur, was sie als Beweggrund ihres Kommens angeben. Da sagt Einer: „Alle meine Kinder sind durch Hexen und Zauberer umgekommen, den Christen, sehe ich, können sie nichts anhaben.“ Eine Fetischpriesterin meldet sich — sie kann die Last ihrer eigenen Unthaten nicht mehr tragen, ein ehemaliger Scharfrichter, weil er Tag und Nacht von bösen Geistern verfolgt ist.

Denken wir an Indien, so treten uns 90 Millionen Hungernde vor die Augen, Unzählige, zu Skeletten abgemagert, stieren Blickes, kaum von einigen Lumpen bedeckt, am Rande des Weges kauern. Das ist wahrhaftig auch aufregend, aber das Evangelium ist doch nicht daran schuld? Und auch nicht bloß der mangelnde Regen. Sondern die Welt ohne Liebe, in der sie leben, — mußte doch der englische Vizekönig die eingebornen Fürsten mit Drohungen dazu bringen, der Hungernden sich anzunehmen. Aber nicht nur die Welt ohne Liebe, sondern auch die Religion, die ihnen nicht erlaubt eine Kuh zu schlachten, die Gebundenheit in die Kasten, die verhindert, daß Einer einen andern Beruf ergreife oder auswandere, die es unmöglich macht, einem zusammenbrechenden Paria den Arm zu leihen und ihn zu stützen.

Oder sind etwa die Millionen Chinas, die jetzt allerdings tief erregt sind — nicht nur durchs Evangelium, aber auch durchs Evangelium — vorher auf lauter grüne Weide und zu frischen Wassern geführt gewesen und haben nichts zu spüren bekommen als den sanften Stab eines guten Hirten? Ist hier nichts gewesen als beruhigende Gerechtigkeit und erquickende Bruderliebe? Oder hat nicht vielmehr das Unrecht gen Himmel geschrien, das allenthalben den Armen und Schwachen widerfuhr, denen, die ihr Recht nicht erkaufen konnten? Haben nicht Räuberbanden, die nach tausenden zählen, immer wieder in diesem Land ihr Wesen gehabt und haben ganze Provinzen in Schrecken gehalten und halten können, weil die, welche sie bekämpfen sollten, insgeheim mithielten? Ist nicht jede Not dort doppelte Not gewesen, die Hungersnot durch den Wucher der Reichen, die Krankheitsnot durch den Aberglauben, der zu haarsträubenden Mitteln Veranlassung gab, die Todesnot durch den Mangel einer gewissen Hoffnung? Eine kleine Statistik noch. Im Jahre unseres Herrn zählte China

20,000,000 Einwohner, anno 155 50 Millionen, anno 230 8 Millionen, anno 280 46 und anno 627 15, anno 754 wieder 45 und 760 nur noch 9 Millionen, anno 841 25 Millionen, anno 1100 100 Millionen, 1290 nur wieder 59 und 1644 37 Millionen. 1750 dann 180, 1812 360 und 1896 450 Millionen.¹⁾ Von was für Erregungen und Wirren zeugt eine solche Statistik. Und welcher ein geringer Teil derselben kann überhaupt schon der Zeit nach mit dem Christentum in Beziehung gesetzt werden.

Wahrlich der Wolf ist da lange vor dem Lamm und hat Unfrieden, Elend, Jammer, Aufregung, Krieg und Kriegsgeschrei, unendliche Todesernten gebracht. Und im Blick darauf können wir nur sagen: O hätte das Evangelium schon den ganzen Weltkreis erregt! Eben weil Christus noch nicht im Regiment sitzt, hat der Fürst der Finsternis freie Bahn, seine Macht zu entfalten und auf seine Weise die Gemüter zu erregen, Unfrieden zu stiften, Wirren hervorzurufen, Schrecken zu verbreiten.

Es ist wahr, wo die Liebe des Lammes, das erwürgt ist, ihr Werk beginnt, da knurrt der Wolf, der nichts begehrt, als seine Begierde zu befriedigen, da kanns wohl zu Tumulten kommen, in denen viel unschuldig Blut fließt. Aber was durch solche Erregung zu stande kommt, ist es nicht aller Kämpfe und Opfer wert?

Wir alle haben schon einen Strom in den andern sich ergießen sehen. Es ist ein gewaltiges Stauen der Wasser, ein wildes Wogen und Brausen und Schäumen, ja, bis der Stärkere obgelegen ist! Dann fließt der Ueberwundene, vom Sieger getragen, ruhig dahin und gemeinsam mit ihm trägt er die ihm zugemuteten Lasten und dient er den Werken des Friedens.

So überwindet der Strom der göttlichen Liebe, der Liebe, die sich am Kreuz stärker erwiesen hat als alles, was sonst die Menschen bewegen und erregen kann, zuletzt die sich erst entgegenstauenden Fluten des Weltgeistes und Fleischesinns. Und Heil dem Volke, das erst wider Christum sich erregt hat, aber von ihm ist überwunden worden! Ihm hat die Stunde neuen Friedens, neuen Lebens geschlagen, auch wenn es nicht gleich in seinem ganzen Umfang offenbar wird.

Wo immer die Mission dem Herrn schon längere Zeit dienen darf, sind Anzeichen des Sieges vorhanden: Erstlinge — Einzelne, die haben sagen müssen: „Herr, du bist mir zu stark geworden“

¹⁾ Dr. Spielmann. Die Taiping Revolution p. 7.

Gemeinden, in denen des Herrn Wort und Geist wirksam ist. Aber wird nicht alles weggefegt, wenn ein Sturm sich erhebt, wie jetzt in China? Gefichtet wird das Vorhandene wohl, und wie not thut oft die Sichtung! Aber alles geht nicht unter. Dafür wird der Herr schon sorgen. Alle Geschichte des Reiches Gottes und der Mission bestätigt es.

6. Lehren für die Mission.

So können uns die Anschuldigungen und Beschimpfungen der Mission in gegenwärtiger Zeit nicht irre machen. Wir wollen uns auch nicht dagegen ereifern. Im Gegenteil. Es geht uns wie dem König David, als ihn in seiner schwersten Zeit Simei, der Sohn Geras, mit Kot und Steinen bewarf und ihm zurief: „Heraus, heraus, du Bluthund, du heilloser Mann“ und Abisai, der Sohn Jerujas in höchster Wut hingehen und ihm den Kopf abreißen wollte. Da sprach der geschmähte König: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat's ihn geheißten.“ Ja, so sagen auch wir: „Der Herr hat's die Kritiker geheißten.“

Manches können wir uns doch merken, was uns nur heilsam sein kann: Erstens, daß wir weniger denn je Fleisch für unsern Arm halten und der Welt Freundschaft trauen wollen. Zweitens, daß wir unsern Missionaren aufs Neue einschärfen, alles Suchen von weltlicher Hilfe möglichst zu meiden und den geistlichen Charakter der Mission so rein als möglich zu behaupten. Drittens, daß die, die auch heute noch in die Mission treten wollen, ihr Leben nicht lieb haben dürfen, daß Passion und Mission immer werden mit einander verbunden sein, daß die Zeugen des Evangeliums das Bild dessen im Herzen tragen müssen, der auch das Widersprechen der Sünder wider sich erduldet, ja das Kreuz erduldet und der Schande nicht geachtet hat aber nun auch sitzt zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. Ihm dürfen sie dann auch trauen. Er führt die Seinen so, daß sie anbetend sagen müssen: „Wenn du mich demütigst, so machst du mich groß.“ Er bringt ihren Weg durchs Kreuz hinaus und hinan zur Krone, ihren Kampf zum Sieg, ja zu dem Sieg, wo alle Erregung der Völker gestillt sein wird in der Freude, daß die Reiche der Welt des Herrn und Seines Christus geworden sind.

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel sind erschienen

Missionschriften in bunten Umschlägen und mit Bildern: à 5 Cts. = 4 Pf.

1. Der Häuptling von Fallangia. 2. Obusinna. 3. Matangi. 4. Abraham und seine Trommel. 5. Verstoßen und gefunden. 6. Das Armenhaus in Talatscheri. 7. Die kleine Marie. 8. Oguyomi. 9. Unter den Indianern in Guyana. 10. Die Christengemeinde auf den Nilagiris. 11. Gottes Wort auf den Inseln der Südsee. 12. Königin Kapiolani. 13. Der Sturm im Hafen von Bombay. 14. Der Sturm im Hafen von Bombay. 15. Der Sturm im Hafen von Bombay. 16. Der Sturm im Hafen von Bombay. 17. Unter den Peshheräh. 18. Wie's der Suche nach einem Heiland. 20. Weihnachten im Götzenfestes. 22. Lasset die Kindlein zu Mir kommen. 24. Ein Prophetenspruch u. s. Erf. 25. Der gute Sohn. 27. Die gute Hand Gottes in der Mission. 28. Evangelium in China. 30. Die Mädchenanstalten in Hongkong u. Tschongtschun. 31. Paulo Mohenu, der bekehrte Fetischpriester. 32. Etwas vom indischen Heidenleben. 33. Dschiwamma. 34. Der kleine Ludwig. 35. Der Göze Dschagannath. 36. Missionsanfänge in Labrador. 37. Wasserquellen in der Wüste. 38. Die Kols in Tschutia-Nagpur. 39. Die Schanars in Tinneweli. 40. Kindersinn und Kinderglück in einer Mädchenanstalt in China. 41. Wie die Heiden beten. 42. Das Waisenhaus in Bettigeri. 43. Der kleine Pelikan. 44. Bibellesen säumet nicht. 45. Ein australischer Erstling. 46. Weg hat Gott allerwegen. 47. Heidenmission in London. 48. John Wood. 49. Schatten und Licht in der Mission. 50. Von drei Buddhistenpriestern, die Christen geworden. 51. Auch Mohammedaner bekehren sich. 52. Die Bibel in Indien. 53. Ein Missionar in russischer Uniform. 54. Allerlei zur Beherzigung. 55. Einige Früchte der Missionsarbeit in China. 56. Eine Barmanenfamilie. 57. Das Waisenhaus in Benares. 58. Etwas von den Negeren in Amerika. 59. Eine ergreifende Geschichte aus Guyana. 60. Ein deutscher Missionar unter den Santals. 61. Um den Abend wird es licht sein. 62. In der Jugend gesät, im Alter geerntet. 63. Drei Frauen-Bekehrungen. 64. Auf einem indischen Heidenfest. 65. Geschichte zweier Missionsbüchsen. 66. Heidnische und christliche Totenklage. 67. Vater Rene's letzte Fahrt. 68. Wie es im Kongostaat zugeht. 69. Glückliche Christenkinder, unglückliche Heidenkinder. 70. Furchtlos und treu. 71. Negerkönig Khama. 72. Durch Sklaverei zur Freiheit. 73. Kommet her zu Mir! 74. Ihr werdet Ruhe finden. 75. Missionshelden. 76. Durch Kampf zum Sieg. 77. Unsere Kameruner Jugend. 78. Deutsche Bahnglocken in Kamerun. 79. Im Norden Indiens. 80. Weihnachtsfeier in Kamerun. 81. Wunderbar geführt. 82. Unter den Negerkindern in Togo. 83. Ein japanischer Georg Müller. 84. Paul Tschandren. 85. Bilder aus dem indischen Kinderleben. 86. Die HinduKinder und ihr Heiland. 87. Die Mission unsre Pflicht, unsre Ehre. 88. Wie ein blinder Neger wieder sehend wurde. 89. Ein Blick in eine afrikanische Mädchenanstalt. 90. Sebastian, der vielgereiste Neger.

à 10 Cts. = 10 Pf.

Jager Afrikaner, der bekehrte Räuberhauptmann. — Der Kinderraub in Karak. — Ein treuer Bekenner. — Wie ich den Heiden predige. — Freud und Leid im chinesischen Kinderleben. — Bilder aus dem chinesischen Volksleben. — Priscilla, die Skavin. — Tschandukutti und Krishnan. — 12 Bilder aus der Missionswelt, Heft I—VIII. — Die Treue im Dienen und ihr Lohn. — In Trübsal bewährt. — Eckhardt, Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste. — Der Göze Odente. — Bilder aus Bengalen. — Ind. Frauenleben. — Ein Sieg über den Islam. — Blicke in die Tagesarbeit einer Senana-Arbeiterin. — Tagesanbruch auf den Blauen Bergen. — Die Bibel der Hindu. — Sieben Männer für Christum. — Gottes Hand in der Basler Mission. — Theodora. — Erinnerungen aus Kamerun. — Missionsröslein. — Treue im Kleinen. — Im Urwald von Asem. — Der Heiden Not. — Negerjünglinge nach dem Herzen Gottes (à 15 Cts.) — Heilet die Kranken. — Im Kampfe mit den Elefanten. — Licht aus Afrika. — Streiflichter aus dem westafrikanischen Missionsleben. — Der Häuptlingssohn Musi (à 15 Cts.) — Musi und die neue Zeit (15 Cts.)

à 20 Cts. = 15 Pf.

Das Evangelium unter den Bauern der Tschongloberge. — J. Paton, Missionar unter den Kannibalen der Südsee. — Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa. — Altes u. Neues aus China. — Bilder a. d. südind. Volksleben. — Wagner-Groben, Die Stellung und Aufgabe der christl. Frau. — Aus der Heimat in die Heimat. — Nabagaskar einst und jetzt. — Das Leben im Basler Missionshaus. — Afril. Wanderbilder I & II. — Blicke in indisches Witwenleben. — Gowinda, der Elefantenführer.

à 25 Cts. = 20 Pf.

Kolor. Missionsweltkarte mit Beschreibung. — Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. — Evangelischer Missionskalender, mit Farbenruckbild (erscheint jedes Jahr.) — Schrent, Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums. — Uganda, das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa. — Bilder aus Japan. — In der Einsamkeit einer Südseeinsel. — Die chinesische Sprache und Schrift. — Ins Innere von Kamerun.

OKR STUTTGART

Stg117

073 356 3



Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel sind ferner erschienen:

à 30 Cts. = 25 Pf.

F. Zarembo, ein russ. Edelmann als Missionar. — Frauenelend und Frauenmission in Indien. — Von Heiligtum zu Heiligtum. — An der Westküste Indiens. — Kamerun Land, Leute und Mission. — Dreißig Jahre auf der Goldküste.

à 35 Cts. = 30 Pf.

Der Herr siehet. Aus Pfr. Ludwig's Leben. — Von Kiebi nach Kumase. — Vier Jahre gefangen in Asante. — Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. Mit Karte und 20 Bildern. — Im Reich der Mitte oder die Basler Mission in China. Mit Karte. — Auf chinesischen Missionspfaden. — Im Dienst des Meisters. — Am Goldstrand.

à 50, 60 und 75 Cts. = 40, 50 und 60 Pf.

Soll ich Missionar werden? (à 40 Pf.) — Die Arbeitsstätten der Basler Mission (à 60 Pf.) — Schreckenstage in Kumase (à 50 Pfg. Geb. Nr. 1.)

Größere Schriften.

- China in Wort und Bild.** Von J. Flab. In elegantem farbigem Umschlagsteif broschiert, mit vielen Bildern Fr. 1.50 = Mk. 1.20.
- Album der Basler Mission. 80 Ansichten der Goldküste v. Missionar Ramsfeyer Fr. 4.50.
- Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben mit 56 Illustr. 230 S. broch. Fr. 3 = Mk. 2.40. eleg. geb. Fr. 4 = Mk. 3.20.
- Bohner, Im Lande des Fetischs. Ein Lebensbild als Spiegel afrik. Volkslebens. Mit 24 Bildern. (288 S.) broch. Fr. 2.50 = Mk. 2 | geb. Fr. 3.75 = Mk. 3.
- Duisberg, W., Allerlei Bilder aus meinem Leben (208 S.) eleg. kart. Fr. 2 = Mk. 1.60.
- Eppler, P., Geschichte der Basler Mission 1815—99. Mit 4 Karten. Fr. 3.75 = Mk. 3. | geb. Fr. 5. = Mk. 4.
- Eppler, Pfr. D. R. G. Pfander. Ein Zeuge der Wahrheit. (192 S.) Fr. 1.75. | geb. Fr. 2.50.
- Fisch, Dr. Tropische Krankheiten. Anleitung zur Verhütung u. Behandlung. Fr. 5. | geb. Fr. 6.
- Haslam, W., Aehren aus Gottes Erntefeld. Geschichten zum Ev. Johs. (168 S.) Mit Titelbild. | broch. Fr. 1.25. = Mk. 1. | eleg. geb. Fr. 2 = Mk. 1.60.
- Hebich's Leben. Zur Geschichte d. in. Mission. (320 S.) br. Fr. 1.25 | eleg. i. Lwb. Fr. 2.50.
- Josenhans, Missionsinsp. Ausgewählte Reden. (242 S.) broch. Fr. 2. | geb. Fr. 2.50.
- Kinzler, A. Das Schriftzeugnis von Jesus dem Sohne Gottes. 50 Cts. = 40 Pf.
- Ludwig, Pfarrer J. W., Lebensgeschichte. Mit Photogr. (221 S.) Fr. 1.50. | eleg. geb. Fr. 2.25.
- Miescher, In der Fremde und Daheim. eleg. geh. Fr. 1. | In Lwb. geb. Fr. 2.
- Missions-Harfe. 60 Missions-, Fest- und Gemeinschaftslieder, 4stimmig. Lwbbd. 50 Cts.
- Missionsliederbuch. 470 Nrn. (364 S.) 2. Aufl. Fr. 1.50. | Lwb. Fr. 2.50. | m. Goldschn. Fr. 3.
- Schrenk, G. Das Jungfrauenleben im Lichte d. Evangeliums. eleg. geb. 75 Cts. = 60 Pf.
- Wagner, Jakobs Pilgerleben oder Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. 7. Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25. = Mk. 2.60.
- Die Macht des Gebets. Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. 5. Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25. = Mk. 2.60.
- Vom Tabor bis Golgatha. Zum Verständnis der Leidensgeschichte. 6. Aufl. broch. Fr. 4 = Mk. 3.20. | eleg. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4.20. | m. Goldschn. Fr. 5.60. = Mk. 4.50.
- Himmlisches Licht ins irdische Dunkel. Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern. 4. Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3. | m. Goldschn. Fr. 3.25.
- Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. 5. Aufl. Mit Lebensabrisß geb. 60 Pf.
- Sein Leben und Wirken. Von Pfr. Hahnemann. Mit Photogr. broch. Fr. 2. | geb. Fr. 3.
- Gedenkblatt der Basler Mission. Die Missionshäuser, mehrere Persönlichkeiten u. 25 Szenen aus den vier Missionsgebieten darstellend. In Farbendruck. 60 Cts. = 50 Pf.
- Karte des ostind. Missionsgebiets à 10 Pf. — des chines. Missionsgebiets à 10 Pf. u. Mk. 1.
- der Goldküste-Mission — des Kamerungebiets je 10 Cts. = 10 Pf.
- Missionsbüchse mit nickendem Neger. Große: Fr. 4.25. Mittlere, nickend Fr. 3 — Kleine, nicht nickend, Fr. 1.50.

Zeitschriften.

- Evangelisches Missionsmagazin. Mit Illustr. 12 Hefte. Preis in Basel Fr. 5.
- Evang. Heidenbote. Mit Illustr. 12 Nummern. Preis in Basel Fr. 1.20 = Mk. 1.
- Der Heidenfreund. Jugend-Missionsblatt. 12 Nummern. Preis 30 Cts. = 25 Pf.
- Adresse aus Deutschland. Missionsbuchhandlung, St. Ludwig, Elfsak.